

Prof. Dr. Alfred Toth

Relationale und materiale Medizin

1. In der klassischen Medizin herrscht ein eigentümlicher Widerspruch, insofern zwar die Diagnostik ein semiotisch-relationales Verfahren ist, bei dem Symptome von Krankheiten auf Ursachen abgebildet werden, aber die Krankheiten selbst werden als lokalisierbar und damit als substantiell angenommen, denn Lokalisierung impliziert Substanz, nur Objektale läßt sich verorten, Relationen und Zeichen sind prinzipiell ortslos, denn die Befreiung von Substanz ist einer der Hauptgründe für deren Einführung.

2. In seiner "Harmoniekunde", die auszugsweise in Hanish (2012) wieder abgedruckt ist, argumentiert der amerikanische Mediziner und Avesta-Priester Dr. Otoman Zar-Adusht Hanish (1844-1936) dagegen wie folgt:

2.1. "Das Gehirn empfängt den Eindruck des Gedankens ähnlich wie ein photographierendes Negativ, und im Gesicht stellt sich der Ausdruck des Gedankens wie ein photographisches Positiv dar. Verstehen wir, die Gesichtszüge und Gesichtsdlinien zu lesen, dann können wir die darin ausgedrückten Gedanken lesen. Das Gesicht bringt also den Gedankeninhalt zum Ausdruck" (2012, S. 8).

2.2. "Umgekehrt können wir dann auch, wenn wir unsere Vokalübungen vornehmen, durch die Kontrolle der Gesichtsmuskeln auf die entsprechenden Gehirnteile einwirken, da wir wissen, daß gewisse Mundstellungen eine Wirkung auf gewisse Gehirnzellen ausüben. Wir sollten imstande sein, in beiden Richtungen Wirkungen zu erzielen, ebenso wie sich ein Rad in zwei Richtungen drehen kann" (ibd.).

3. Hanish benutzt also die von Lavater und seinen Nachfolgern teilweise bis heute praktizierte "Psycho-Physiognomik", die bekanntlich in der Kriminologie ebenfalls bis heute (in der sog. Profiling-Methode) benutzt wird und auch in Unterhaltungsliteratur sowie Filmen auftaucht, z.B. im Konstanzer Tatort "Im Netz der Lügen" (27.3.2011). Im Film "The Silence of the Lambs" wird die aus der Psycho-Physiognomik abstrahierte allgemeine Profiling-Methode von

"Dr. Lecter" explizit in seinem Dialog mit "Clarice Starling" thematisiert, wobei das Kennwort "simplicity" direkt auf den nicht-arbiträren Zeichenbegriff in den Confessiones des Hl. Augustin zurückgeführt wird. Wie man z.B. in meinem Buch "Der sympathische Abgrund" (Toth 2009) nachlesen kann, setzt die Abbildung von den Gesichtszügen eines Menschen auf seinen Charakter ebenso wie die allgemeinere Form dieser "Methode", bei der aus gewissen regelmäßigen Strukturen auf deren Zugehörigkeit zu einem einzigen System geschlossen wird, insofern einen motivierten Zeichenbegriff voraus, als sie die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt und damit die wechselseitige Transzendenz beider negiert. Nur auf diese Weise wird ein (pseudo-)legitimer Schluß z.B. von auffälligem, aber regelmäßigem Verhalten auf eine Charaktereigenschaft dessen, der das Verhalten zeigt, möglich, d.h. die Regelmäßigkeit auffälliger Strukturen wird als "Symptom" des Systems genommen und kann dadurch als Invarianz im Sinne der semiotischen Invarianztheorie (vgl. Bense 1975, S. 40 ff.) angenommen werden, denn, wie man auch z.B. in der Psychoanalyse Alfred Adlers nachgelesen kann: man weicht (angeblich) nicht um eine Haaresbreite von charakter-determinierten Verhaltensmustern ab.

4. Zunächst ist es also die Auffälligkeit, d.h. die Verfremdung von Norm-Strukturen, welche die Voraussetzung dafür bilden, daß z.B. ein Verhalten überhaupt als zeichenhaft interpretiert wird, denn wie ich z.B. in Toth (2012a) gezeigt habe, kann man das Zeichen als Verfremdung definieren, d.h. als "Novum" gegenüber der "automatisierten Folie" der Objektwelt. Wie bereits ausgeführt, benötigt man dann aber notwendig einen nicht-arbiträren Zeichenbegriff, um verfremdete Strukturen als Symptome ihnen übergeordneter semiotischer Systeme zu interpretieren, denn im Falle eines nicht-motivierten Zeichenmodells gäbe es ja eine Transzendenz-etablierende kontextuelle Grenze zwischen Zeichen und Objekt, d.h. zwischen Struktur und System, und verfremdete Strukturen könnten in diesem Fall auch als Ausdruck *anderer* Systeme interpretiert werden.¹ Es versteht sich schließlich von selbst, daß die Voraussetzung eines motivierten Zeichenbegriffs, d.h. die

¹ Dieser Unterschied in der Abbildung von Strukturen auf ein oder mehrere Systeme kann auch sprachlich kodiert sein, z.B. im lat. Kontrast zwischen ablativus qualitatis (1 System) und genitivus qualitatis (mehrere Systeme).

Annahme einer intrinsischen Relation zwischen Zeichen und Bezeichnetem, weiterhin die Voraussetzung dafür ist, daß die Abbildungen zwischen System und Strukturen als bijektiv aufgefaßt werden können, und auf dieser Bijektivität, d.h. Umkehrbarkeit, beruht gerade die von Hanish in seiner "Harmonielehre" beschriebene Praxis der "Vokalübungen". Würde diese Lehre auf einem arbiträren Zeichenbegriff basieren, wäre sie einfach ausgeschlossen, da die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt diese Umkehrung ausschliesse.

Die stillschweigende Hypothese eines motivierten Zeichenbegriffs, d.h., semiotisch gesprochen, einer iconische Abbildungsbeziehung zwischen Strukturen und System ist nun gerade der Grund dafür, weshalb die Psychophysiognomik, das Profiling, die Traumsymbolik und viele weitere verwandte semiotische Strategien unwissenschaftlich sind: Denn die Aufhebung der kontextuellen Grenze zwischen Zeichen und Objekt gibt es auf der Basis der Gültigkeit der zweiwertigen aristotelischen Logik nur im Falle von Ostensiva, also von als Zeichen verwendetes Objekten. Bei diesen ermöglicht allerdings die Situation der Objekt-Zeichen-Verwendung deren scheinbaren semiotischen Sonderstatus (vgl. zuletzt Toth 2012b), denn wenn ich z.B. eine leere Zigarettenschachtel in die Höhe halte, so ist dieses Verhalten nur im situationalen Kontext eines gastronomischen Betriebs, z.B. einer Bar, kommunikativ, wenn ich aber dasselbe Verhalten in einem Juwelierladen zeige, wird es höchstens Kopfschütteln hervorrufen. Außerhalb des Kontextes von Ostensiva würde also die Aufhebung der Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt die Verabschiedung der zweiwertigen Logik und ihre Ersetzung durch eine mindestens dreiwertige Günther-Logik voraussetzen, und erst diese Ersetzung würde also die Nicht-Arbitrarität zwischen Zeichen und Objekt ermöglichen. Trotz der aufgewiesenen Unwissenschaftlichkeit ihres Ansatzes, muß festgehalten werden, daß Hanishs Methode durch und durch semiotisch ist und dadurch dem eingangs erwähnten Fehler der Vermischung relationaler und substantiell-entitätischer Modelle entgeht. Hanishs Methode stellt sogar einen bedeutenden Schritt in Richtung einer längst überfälligen relationalen Medizin dar.

Literatur

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Hanish, O.Z.A., Harmoniekunde. In: Wassermann, Nr. 61 (2012), S. 8-11

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2009

Toth, Alfred, Semiotische Differenzqualitäten. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Verweisung und Zuhandenheit. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

17.4.2012